

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 233.

Freitag, 26. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Dennoch mußten sie einen Umweg gefahren sein. Eine knappe Stunde nach Ankunft des deutschen Wagens stoppte der amerikanische vor dem Gasthaus in Sigmaringen ab. Thomas Mac Farland wurde von Osse mit mildem Spott empfangen.

Er lächelte, ein wenig gezwungen, und ohne daß die Fältchenfächer an den Mundwinkeln erschienen: „Warten Sie nur ab, Osse Söreland! Wir haben erst angefangen“, sagte er mit nicht ganz echter Liebenswürdigkeit.

Aber es war beschlossen, daß Mac Farland bei dieser Wettfahrt keine Lorbeeren ernten sollte.

Man fuhr weiter. Fast in gemächlichem Tempo ging es durch das Donautal. Es sah aus, als ob sich die beiden Wagen belauerten.

Hinter Tuttlingen brachte Scialoja seinen Wagen ganz plötzlich auf hohe Touren und schoß davon. Ehe sich Thomas Mac Farland recht besinnen konnte, war er schon auf eine Seitenstraße eingebogen und verschwunden. Mit verbissener Hartnäckigkeit setzte auch der Amerikaner los. Er durfte sich vor Osse Söreland nicht blamieren. Das Gelände wurde freier. Sanft gewellt unter der Sonne lag die leicht zu übersehende Landschaft des Hegau. Dunkel hoben sich die Silhouetten der Berge ab. Fast jeder Regel war gekrönt mit zerfallenem Gemäuer: Hohenhöwen, Mägdeberg, Hohenkrähen und endlich der wichtigste von allen als König in diesem willkürlich aufgebauten Regelspiel der Natur, der Hohentwiel.

Und gerade als sich Farland dem Hohentwiel näherte, begann der Motor in unreinem Takt zu arbeiten, ein Kolben klickte an der Kurbelwelle. Thomas Mac Farland mußte das Tempo verlangsamen. „Irgend etwas am Lager los“, murkte er.

Er hielt, stieg aus, ließ den Motor im Leerlauf laufen, steckte den Kopf in die geöffnete Haube und lauschte. Besprach sich mit dem Monteur, und beide mußten schließlich einsehen, daß man heute Konstanz nicht mehr erreichen könne. Der Wagen mußte langsam in eine Reparaturwerkstatt in Singen eingefahren werden, wo der Motor geöffnet werden sollte. Es stellte sich heraus, daß eine Reparatur notwendig war, die mindestens einen halben Tag erforderte. Man sah in Singen fest.

Die Situation war für Thomas Mac Farland und Grietje nicht ganz frei von Peinlichkeit. Sie waren gezwungen, allein in einem kleinen Gasthotel zu übernachten. Der Amerikaner hatte gestern Grietje ganz offenkundig den Hof gemacht, es konnte so aussehen, als ob er sie ernsthaft umwerbe. Dieser Gedanke bedrückte ihn, machte ihn unbeholfen und stumm ihr gegenüber. Grietje selbst wurde von seiner Befangenheit angesteckt, obwohl sie die vielen Aufmerksamkeiten, die er ihr in Osses Beisein erwiesen, nicht eben allzu ernsthaft aufgenommen hatte.

So waren sie beide sehr unsicher, als hätte sich einer über den andern aus irgendeinem Grund geärgert. Schließlich schlug Grietje vor, den Rest des Nachmittags

zu einem Spaziergang auf den Hohentwiel zu benutzen, damit man wenigstens Appetit zum Abendbrot bekomme.

Als sie in ihr einfaches Gasthaus zurückkamen, bestellte Grietje ein Ferngespräch mit dem Inselhotel in Konstanz. Man hatte sich im voraus auf dieses Hotel als Ziel geeinigt. Thomas Mac Farland schien sehr einverstanden mit dem Gespräch, aber als es kam, blieb er im Gastraum sitzen, als ob es ihn nichts angehe.

Grietje stand in der muffigen Kabine und sprach mit Osse. In Osses Stimme kuckte wieder der leichte Spott, als sie von der Situation erfuhr.

„Arme Grietje! Wie leid du mir tust, daß du mit diesem langweiligen Engländer den ganzen Abend und eine Nacht verbringen mußt! Da habt ihr ja genug Zeit — Baumwolle zu spinnen!“

Grietje gab, ohne daß sie es ahnte, die richtige Antwort: „Oh, es ist eigentlich recht gemütlich hier. Wir waren eben zusammen auf dem Hohentwiel und haben eine wundervolle Aussicht gehabt. Jetzt essen wir zusammen, und Thomas ist so reizend!“

Das doppelte „zusammen“ traf Osse bis ins innerste. Aber sie hatte einen Ton erhabensten Beifalles: „Oh! ... dann werden wir auch gewiß morgen hier gratulieren dürfen. Der arme Scialoja tut mir so leid. Und Flip erst! Dann werde ich mich doch wohl seiner erbarmen müssen.“

Auf diese Weise sprachen sie, bis das Fräulein vom Amt auf die Überschreitung der sechsten Minute aufmerksam machte. Sechs Minuten lang spielten sie sich gegenseitig eine kleine Komödie vor, deren Regie im Hintergrund zwei Männer führten: Thomas Mac Farland und Flip Rastor.

Thomas Mac Farland erkundigte sich mit einer kleinen Frage nach dem Gespräch, obwohl er sehr neugierig war. Als ihm Grietje Osses Grüße überbrachte, nahm er nur knapp Notiz davon. Er war wieder recht schweigsam und blieb es bis nach dem Abendessen. Grietje empfand seine unbewegliche Verbissenheit schon unbequem, als er endlich einen Anlauf nahm, um das zu sagen, was ihm schon auf dem Hohentwiel auf der Zunge gelegen hatte.

„Ich möchte Ihnen etwas gestehen, gnädiges Fräulein, aber ich bitte dabei um Ihre Diskretion.“ Sehr höflich und offiziell klang das.

Grietje versuchte zu scherzen. „Sie machen mir ja geradezu Angst. Hoffentlich ist es kein Verbrechen.“ Aber ihr Herz begann rascher zu klopfen. Um Gottes willen, dachte sie, wenn er mir nur keinen Heiratsantrag macht.

Er fuhr fort: „Nämlich — ich heiße gar nicht Harold Hennley. Ich bin Amerikaner und heiße Thomas Mac Farland.“

Grietje sank gegen ihre Stuhllehne und starrte ihn sehr verblüfft an. „Sie sind der Mann, den Osse Söreland heiraten soll?“

„Sie wissen es?“ Er war seinerseits überrascht.

„Sie hat mir von Ihnen erzählt.“

„Ja, Es ist so. Sie soll mich heiraten. Und sie wird mich heiraten“, sagte er sehr bestimmt.

Grietje atmete auf. Eine Last fiel von ihr ab. Sie reckte sich in den Schultern auf, und ihr Gesicht nahm einen heiteren, erlösten Ausdruck an. „Aber warum nannten Sie denn nicht gleich Ihren richtigen Namen?“

„Weil ich die Überzeugung habe, daß ich eine Komödie spielen muß.“ Er erzählte, aus welchen Gründen er zu seiner Überzeugung gekommen war.

„Also machten Sie mir nur den Hof, um damit Ose zu ärgern?“ fragte sie amüsiert, als er geendet hatte.

Er nickte. „Sind Sie mir böse deswegen?“

„Gar nicht. Meinestwegen machen Sie mir den Hof, so sehr Sie nur wollen — wenn Sie mich nur nicht heiraten.“

„Um, ich scheine wirklich in dieser Beziehung recht abschreckend zu wirken“, klagte er.

„Gar nicht“, erwiderte sie lebhaft. „Sie sind sogar der einzig richtige Mann — für Ose!“

Sie sahen sich an und lachten plötzlich gleichzeitig heraus.

„Wir verstehen uns“, sagte er, „und Sie werden mir helfen, die kleine Komödie weiterzuspielen?“

„Aber gern. Der Zweck heiligt die Mittel.“

„So ist es“, nickte Thomas Mac Farland ernst.

Als sie im Laufe des folgenden Vormittags wieder mit Ose und Scialoja in Konstanz zusammentrafen, glitt der Spott, mit dem Ose sie empfing, an ihnen ab. Thomas Mac Farland zeigte sich von liebenswürdiger Höflichkeit. Er sagte: „Es war ein solches Glück, gerade mit Grietje eine Banne zu haben, finden Sie nicht auch, Fräulein Söreland?“

Der Kontrast zwischen dem vertrauten „Grietje“ und dem formellen „Fräulein Söreland“ ließ Oses Spott rasch verstummen. Dieser Wettbewerb begann ihr verhasst zu werden.

Von einem weiteren Konkurrenzfahren zwischen den beiden Wagen war nicht mehr die Rede. Stillschweigend gab sich der Amerikaner geschlagen. Stillschweigend blieb Grietje weiter seine Begleiterin.

Grietje fand in Lindau, der dritten Etappenstadt, einen Brief ihrer Tante, Ose einen von Flip vor. Beide saßen in der Haupthalle und lasen ihre Briefe.

Henriette Hognacht hatte mit großen, schweren Buchstaben nur eine von den vier Seiten vollgeschrieben: „Mein liebes Mädel! Hoffe, daß es Dir gut geht. Hier ist alles in Ordnung, Flip und ich vertrauen uns wieder. Er kommt täglich abends zu mir. Wir spielen Schach, und manchmal plaudern wir auch von Dir. Der gute Junge! Er hat immer noch diese Muten. Ose Söreland spukt ihm immer noch im Kopf herum. Na, ich denke, wenn er erst mal seinen Wettbewerb hinter sich hat, wird er auch sie abgetan haben. Das hoffe ich bestimmt. Ich selbst bin froh, wenn diese Sache zu Ende ist, und wenn du wieder bei mir bist. In Treue Deine Mutter!“

Grietje wurde nachdenklich. Wieviel stand zwischen diesen kurzen, abgehackten Sätzen! Die ganze Einsamkeit einer alten Frau, die ihre einzige Aufgabe noch darin sieht, den zwei Menschen, die sie liebt, den Weg in eine schöne, gemeinsame Zukunft zu bereiten.

Sie wurde von Oses Stimme geweckt: „Willst du Flips Brief lesen? Er schreibt etwas davon, daß er uns in Berchtesgaden treffen will.“

Grietje nahm den Brief. Er war länger als der von Henriette Hognacht. Sie las ihn mit einem Gefühl zitternder Neugier. Schon die Überschrift gab ihr einen kleinen Stich.

„Meine liebe Ose Söreland! Vielleicht werden Sie lächeln, vielleicht werden Sie sich wundern, daß Ihnen Flip Kastor einen persönlichen Brief schreibt. Aber ich glaube, ich habe das bißchen Erholung verdient. Ich weiß nicht, ob Sie von der wirtschaftlichen Katastrophe gelesen haben, die über Nacht über Berlin und über ganz Deutschland hereingebrochen ist. Wenn nicht, so rate ich Ihnen, nehmen Sie auch in den nächsten Tagen keine Zeitung in die Hand! Angesichts dieser ungeheuren Not kommt es mir vor, als sei das, was ich als gloriose Idee ausgeheckt, wirklich eine öde Albernheit, wie meine

Tante Henriette es nennt. Manchmal verliere ich jede Lust an der Arbeit. Meine Gedanken gehen immer wieder Scialojas Wagen nach. Wie viele werden sich schon an ihn gehängt haben! Ich bin wirklich besorgt, ob Sie durchhalten werden, und ich habe mir schon überlegt, ob ich Ihnen nicht einfach nachfahren soll, um Ihnen ein wenig das Rückgrat zu steifen. Am nächsten Sonntag sind Sie in Berchtesgaden. Wundern Sie sich nicht, wenn ich plötzlich dort auftauche.“

Grietje las bis zu der kleinen Nachschrift: Grüßen Sie auch Grietje herzlich von mir! — Die flüchtige, noch nachträglich eingefallene Aufmerksamkeit eines gleichgültigen Verwandten.

„Nun?“ fragte Ose.

Grietje raffte sich auf. Langsam sagte sie: „Ich glaube sicher, daß Flip am nächsten Sonntag in Berchtesgaden ist.“ Und sie dachte: auch zwischen den Zeilen von Flips Brief steht vieles, was Ose so gut herausgelesen haben wird, wie ich.

Aber Ose hatte den Brief ohne innere Anteilnahme gelesen. Sie hatte sich nicht die Mühe gegeben, das zu erkennen, was Flips Sehnsucht zwischen die Zeilen geschrieben hatte.

„Er ist wirklich imstande dazu“, sagte sie ohnehin.

Scialoja kam. Er hatte gute Laune. „Mädels“, sagte er, „heute übertreten wir die von Flip Kastor vorgeschriebenen Grenzen. Wir werden heute nachmittags mit dem Dampfer nach Bregenz ins Österreichische fahren und von dort mit der Bergbahn auf den Pfänder hinauf.“

Grietjes Gesicht behielt den grübelnden Ausdruck, den es beim Lesen des Briefes angenommen hatte. Sie arbeitete an einem Plan. Der Zweck des Planes stand bereits fest: ein Zusammentreffen Flips mit Ose mußte vereitelt werden. Flip durfte Ose nicht eher wieder zu Gesicht bekommen, bis Thomas Mac Farland Hand auf sie gelegt hatte. Wie sie den Plan ausführen konnte, war ihr in dieser Stunde noch nicht klar.

Die Tour auf den Pfänder, der am Ende des Sees wie ein Wächter aufragte, war außerordentlich reizvoll und lohnenswert. Aber das Aussteigen in verbotenes Land rückte sich für Ose nach dem Abendessen im Hotel. Der Junge vom Zeitungsstand war es, der das flüchtige Bild der „Lebensfragen“ erkannte und nicht verfehlte, seine Entdeckung jedem einzelnen Hotelgast zuzurufen. Im Handumdrehen hatte er sämtliche neuen und alten „Lebensfragen“ verkauft. Als Ose im Abendkleid den Speisesaal betrat, waren aller Augen auf sie gerichtet. Unter einem Trommelfeuer von Blicken ging sie an ihren Platz. Es zeugte noch von besonderem Entgegenkommen, daß man sie wenigstens in Ruhe essen ließ. Dann aber waren die Autogramm-Jäger nicht mehr aufzuhalten. Einer war der erste, und nach ihm stürzten sie sich von allen Seiten mit geizigen Formularen auf sie. Ein Kreis von Herren umstellte sie und schien nicht gewillt, sie sobald wieder zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Stromfahrt.

Und jedes Ufer schaut du wie aufs neue,
das altvertraut schon deinem Blicke schien;
Daß sich dein Herz an ihrer Schöne freue,
haben die Hänge sich den Prunk geliehn.

Strahlende Farben von dem Himmelsdom,
Silbernes Licht als frohe Tagespende;
Es überhaucht mit würzigem Duft den Strom,
Reisende Frucht im goldenen Gelände.

Und jede Woge, die am Bug verschäumt,
Und ungebärdig sich am Fellen bricht,
Ist wie mit Glückserinnerung gesäumt,
Tönt in dir nach: Verklingendes Gedicht.

Beschenktter Gast der Wellen wie nur je,
Ist Dank und Liebe wieder deine Fron;
Du gibst dein Herz der Heimat Wohl und Weh,
Nimmst ihren Glanz als überreichen Lohn.

Alfred Hof.

Die Abenteuer der schönen Krankenpflegerin.

Für acht Tage Millionärin. — Der Mann, der angeblich von seiner Trauung nichts wußte. — Die zerrissene Heiratslizenz.

Von Bruno Goebel.

Wenn man 77 Jahre alt ist, mit schwerer Lungenentzündung im Krankenhaus eingeliefert wird, dort wochenlang mit dem Tode ringt und schließlich doch am Leben bleibt — nicht zuletzt dank der aufopfernden Pflege einer Schwester —, dann soll man sich dieser gegenüber dankbar erweisen.

Der Ansicht war wohl auch der brave Millionär Henry Rutter aus Wichita (Nordamerika). Als er vor einigen Monaten das Krankenhaus aufsuchen mußte, hätte er selbst wohl nicht mehr viel für sein Leben gegeben. Er hatte mit der Welt schon so ziemlich abgeschlossen, aber er besaß noch soviel Kraft, um mit Genugtuung feststellen zu können, daß man ihn der Pflege einer recht hübschen jungen Krankenschwester anvertraut hatte. Vielleicht weckte diese Erkenntnis seine schwindenden Lebensgeister. Auf jeden Fall erholte sich der Millionär unter der Pflege der bewußten Schwester Zelma Grammont zusehends, und drei Monate später konnte er geheißt das Krankenhaus verlassen.

Er ging nicht allein. Er nahm nämlich seine Pflegerin mit, weil er sich an sie gewöhnt hatte und sie wohl auch ein wenig belohnen wollte. So schenkte er ihr auch einen Kraftwagen, einen Diamantring und andere Dinge, die für einen Millionär Kleinigkeiten sind. Außerdem wurden seine Augen, wenn er seiner Pflegerin gegenüber saß, freisund.

Aber daran hatte aus Rutters Familie doch niemand gedacht, daß der alte Herr eines Tages mit seiner jungen Krankenpflegerin auf und davon fahren und sich in einem anderen Ort eine Heiratslizenz beschaffen würde. So hatten seine Verwandten keine Ahnung davon, was vor sich gehen sollte, als Rutter mit Zelma Grammont einen Ausflug machte: Man landete bei einem Friedensrichter, stellte sich als Braut und Bräutigam vor und bat den Beamten, die nötige Heirats-erlaubnis auszustellen. Der Richter schrieb das Papier aus. Doch schließlich fuhr seine Feder immer zögernder über das Formular, und als er den Halter fortlegte, sagte er plötzlich: „In Anbetracht des großen Altersunterschiedes von 52 Jahren weiß ich nicht, ob ich die Erlaubnis zur Eheschließung geben darf.“

Die Braut war einen Augenblick sprachlos. Dann packte sie plötzlich die Heiratslizenz, die ja fertig ausgeschrieben war. Doch im gleichen Augenblick griff auch der Richter danach, und das Papier riß mitten durch, war ungültig. Da sprang Zelma auf, packte den Arm ihres Bräutigams und verließ das Zimmer.

Ein paar Kilometer nördlich fand sich ein Friedensrichter, den der Altersunterschied nicht bedenklich stimmte, denn die beiden Hauptbeteiligten wußten schöne Worte von jungen Herzen und von gesehten Männern zu sprechen, die besser seien als stürmische Jünglinge ohne Erfahrung. Einen Tag später fährten die beiden als Mann und Frau nach Wichita zurück, sehr zur Verblüffung der verschiedenen Verwandten.

Allem Anschein nach war der alte Herr restlos glücklich. Er gab sich verliebt wie ein Jüngling und kaufte sofort ein Landhaus, richtete es ein — was dank der Geschäftstüchtigkeit eines Unternehmers in zwei Tagen geschehen konnte — und schenkte es seiner Frau zusammen mit einem Scheck über 3000 Dollar. Er wollte dort zurückgezogen seinem späten Glück leben. Gleichzeitig unterzeichnete er einen Vertrag, der seiner Zelma sein halbes Vermögen zuschrieb. Die ehemalige Krankenschwester konnte dem Schicksal für die wunderbare Fügung nur danken.

Sieben Tage vergingen in ungetrübtem Frieden. Am achten verabschiedete sich Rutter wie gewöhnlich herzlich von seiner Frau, um in sein Geschäft zu gehen. Mittags suchte die ehemalige Krankenschwester einen Zeitungsstand auf, um die neuesten Meldungen über die Entwicklung des Falles Lindbergh zu erfahren. Ihr Blick fuhr achtlos über verschiedene weniger interessante Seiten, um plötzlich auf ihrem eigenen Namen haften zu bleiben. Da stand etwas Wahnsinniges, Ungeheures: Der Millionär Rutter sollte bei Gericht die Ungültigkeitserklärung seiner Eheschließung mit der Krankenpflegerin Grammont beantragen haben, weil er im Augenblick der Trauung nicht Herr seiner Entschlüsse gewesen wäre.

Frau Rutter las die Meldung nochmals und begriff doch nichts. Während sie sich noch den Kopf über die unglaubliche Nachricht zerbrach, meldete sich ein Mann, wies seinen Sheriffstern vor und erklärte, Frau Rutter müsse innerhalb einer Stunde das Haus räumen, nachdem ihr Mann bei Gericht eine entsprechende Verfügung erwirkt habe. Die Armistie war

beendet, und sie nicht recht verstand, was der Mann wollte, und ihn für einen Zeitungsberichterhalter hielt. Eine Stunde später kam der Sheriff wieder, bedeutete Frau Rutter, sie habe sofort ihre Koffer zu packen, und wartete, bis sie das Haus verlassen hatte. Ihren Mann sah sie nicht wieder.

Auch vor Gericht ließ sich der sonderbare Millionär nicht bliden. Sein Vertreter behauptete, Zelma Grammont habe die Dankbarkeit des alten, kranken Mannes auszunutzen verstanden und ihn in einem Augenblick der Gedankenschwäche zu einer Handlung veranlaßt, von der er nichts gewußt hätte. In dem während der Handlung verlesenen Schriftsatz erklärte Rutter selbst, er habe wohl deshalb bei der Eheschließung „Ja“ gesagt, weil er nicht mehr die gleiche Auffassungsgabe besitze wie früher. Zelma Grammont aber habe ihn nur gebeiratet, um ihn gleich nach der Ehe unter Kuratel stellen zu lassen und sich in den Besitz seines Vermögens zu setzen.

Die junge Frau bestritt natürlich diese Behauptungen ganz entschieden. Es nützte ihr aber vorläufig nichts, denn das Gericht erhielt die einstweilige Verfügung aufrecht, die sie des geschenkten Hauses, aller ihr von Rutter gegebenen Ringe und sonstigen Schmuckstücke und des Schecks über 3000 Dollar beraubte. Mit anderen Worten gesagt: Die bisherige Millionärsfrau saß mittellos auf der Straße.

Nun erwirkte sie aber ihrerseits eine einstweilige Verfügung, die dem Millionär bis zur Entscheidung des Prozesses die Verfügung über sein Vermögen nahm.

Das ist das vorläufige Ende des Millionärsraums der mittellosen Krankenschwester, das Ende eines Abenteuers, wie es gemeinhin nur in Romanen vorkommt.

Der Bäucherl-Sepp.

Von Wilhelmine Baltinester.

Da kann man bekanntlich nichts dagegen tun, wenn man in eine verliebt ist. Der Sepp ist es. Mit Haut und Haaren. In die Koll. Nur getraut er sich nicht, es ihr zu sagen. Ganz unglaublich scheint es ihm, so wie er ist, so rund, so maffig vor sie hinzutreten, die gerade recht geformt ist vom Scheitel bis zur Zehe. Bis nun hat ihn sein Bäucherl wohl nicht zu arg geplatzt. Angenehm war's ihm freilich nicht, den beißenden Spott der anderen Buam, den linden oder scharfen Hohn der Diandln einzustechen, bloß weil man vorn so eine Fetthalbklugel herumtrug, aber man tröstete sich mit gutem Essen darüber hinweg und war nie am Leid über das viele Fett gestorben. Nun aber ist man nahe daran, denn man ist verliebt und schämt sich, so wie man ist, vor sie hinzutreten und Herz, Ring und Bussel anzubieten.

Gut gestellt ist er, dem Himmel sei Dank, der Bäucherl-Sepp: ein Bahen Geld liegt auf der Sparkasse; das Anwesen, das ihm und seinem Bruder zu gleichen Teilen gehört, ist groß und unverschuldet, das Haus festgebaut für alle Ewigkeit.

Wenn nur das Fett nicht wäre! Der Sepp geht tagelang in sich gefehrt umher, nicht einmal die Speckknödel schmecken ihm. Endlich ist der Entschluß gefaßt, in den nächsten größeren Ort zum Apotheker zu fahren und ihn um Rat zu fragen. Bei Morgengrauen steigt der Bäucherl-Sepp in die Eisenbahn, und etwas wie Hoffnung greift ihn, warm ans Herz. Dem Bruder, dem Toni, hatte er gesagt, er fahre nur für einen Tag in die Stadt.

Der Apotheker meint, das mit dem vielen Fett sei heutzutage nicht mehr so schlimm, dagegen wisse man Mittel, der Sepp möge nur in die nahe Großstadt fahren, dahin und dorthin gehen und würde schon richtig behandelt werden. Der Sepp setzt sich wieder in die Eisenbahn und fragt sich mit dem Adressenzettel durch die Stadt. Der erste, zu dem er kommt, ist ein Arzt. Der fragt, untersucht, klopft, befühlt, schreibt einen langen Zettel auf, den der Sepp sich in seiner Herberge vom Hausdiener vorbuchstabieren läßt, weil der Doktor eine gar so verzwickte Schrift schreibt. Speise-zettel — Schwitzkur — Massage.

Was ist das, „Massaschi“, will er wissen.

Run, ob er wisse, was Teigtueten sei.

Ja, freilich, das wisse er.

Run, Massage, das sei so ähnlich.

Vorstellen kann sich der Sepp trotzdem nicht. Na, morgen wird er's schon spüren.

Der Sepp geht in ein weißgelacktes Haus und kommt in die Hände, die ihm sein Fett wegarbeiten sollen, stöhnt im Schweißkasten, stöhnt noch mächtiger bei der kräftigen „Massaschi“, die ihm zuteil wird, stöhnt am mächtigsten beim Zahlen. Weniger als drei Wochen dableiben, nütze nichts, sagt man ihm.

Der Sepp ist froh, daß der Bruder daheim den Hof behütet, den Flug führt, auf Aecht und Maad acht hat,

herunterarbeiten lassen muß. Die Liebe sitzt so mächtig tief in seinem treuen Fetterherzen, daß ihm kein Opfer zu groß erscheint. Der Bruder schreibt ihm schon am vierten Tag durch den Lehrer springgigige Briefe, täglich einen. Es sei doch rätselhaft, was er in der Stadt drinnen mache, und er, der Toni, habe es satt, sich abzuradern, während der Sepp in der Stadt sicher ein G'puß habe und jeden Tag Sonntag feiere. Und das sage er ihm gleich: eine städtische Schwägerin wolle er nicht, die würde ihnen den Hof herunterwirtschaften und brächte ihm der Sepp eine, dann wolle er sie grün und gelb ärgern.

Und der Sepp schreibt durch den Hausdiener zurück, er mache eine Kur gegen seinen plötzlich erkrankten Magen. (Vom Krieg gegen das Fett und von der Liebe zur Kost braucht der mürrische Toni nichts zu wissen.) Und von Weiberleuten hätte er hier noch nichts gesehen, was ihm gefiele, sie hätten alle vorn nix und hinten nix und seien stolz wie Pfauen. Und übrigens: „Tua Di nur nit aufreg'n!“

Der Toni schreibt fix zurück: Das mit dem Magen möge er einem anderen erzählen, gestreifen habe der Sepp immer für drei, dafür sei sein Bauch Zeuge.

Aber der Sepp antwortet einfach nicht mehr, auch darum nicht, weil es immer zwei Zigarren für den Hausdiener kostet. „Der Bauch! No wart' nur! Wirst runde Glogaugen machen, wenn ich ohne Bauch dahertumm!“ Und er geht täglich weiter ins weißgefacelte Haus, seine Wege zur Geknalligkeit.

Drei Wochen — nicht einen Tag weniger — bleibt er in der Stadt. Dann setzt er sich in die Eisenbahn, die nun weniger an ihm zu schleppen hat als vor drei Wochen. Einen langen und doch mageren Speisezettler für seinen weiteren Lebensweg hat er in der Tasche.

Der Sepp kommt heim. Der Bruder wendet ihm gleich hös den Rücken und schaut mit keinem Blick nach dem Ausreißer. Der Sepp hat Tuch für einen neuen Rod mitgebracht und eine Pfeife, die sich sehen lassen kann, mit dicken, grünen Troddeln daran. Da taut der Bruder auf, gönnt ihm endlich Blick und Gruß.

„Jessas, was ham's mit Dir g'macht? Bist ja ganz vom Fleisch g'fall'n!“

So ganz vom Fleisch gefallen ist der Sepp zwar nicht, es ist noch eine gute Fettigkeit über seinen Knochen, aber gegen früher sieht er freilich mager aus.

„Ja, laß' amal schau'n, ja dreh' Di um — no amol! — Na so was! Derchred'n kunnst ma!“ Und von dem Geschrei laufen Knecht und Magd herbei und gaffen auch und wissen sich nicht zu fassen über den entschwindenden Bauch des Sepp.

Stolz und vergnügt steht der Sepp, läßt sich von vorn, von hinten, von der Seite anschauen und betasten. Bistl müd ist sein Gesicht geworden, ein bistl saden die früher so prallvollen Wangen. Aber der vermaledeite Bauch ist weg!

„No,“ sagt der Sepp, als sie wieder allein sind, behaglich schmunkelnd zum Bruder, „was war denn los im Dorf derweil?“

Der Toni denkt nach. „G'sturb'n is der Aberhieß, und verlobt hat sich d' Koss, dent' amal, mit'm Martl von Wühldorf drüb'n! Kennst rahm eh, den Martl, woahst, der, den 's den dicksten Mann vom Dorf nennen!“

Neue Bücher

* „Deutsche über Deutschland.“ Die Stimme des unbekannten Politikers. Mit einem Nachwort: „Deutschland und die konservative Revolution“ von Edgar J. Jung. (Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.) Das Ergebnis eines Preisausschreibens, das der Verlag im Anschluß an das vor zehn Monaten bei ihm erschienene Buch des Amerikaners R. Philipps Morgan aus New York, der übrigens mit dem bekannten Finanzmann nichts zu tun hat, unter dem Titel: „Nicht warten — wirken! Amerikas Glaube an Deutschland“ veranlaßte und an dem sich mehrere tausend Einsender beteiligten, liegt nunmehr vor. Aus allen Kreisen des deutschen Volkes, aus allen politischen Lagern vom „Börsen-Beobachter“ bis zur „Roten Fahne“ hat sich der sonst nicht genannte deutsche Politiker zu Worte gemeldet, um seiner Meinung über deutsche Lebensfragen Ausdruck zu geben. Eine ganz besondere Bedeutung erhält das Werk durch das Nachwort Edgar J. Jungs über „Deutschland und die konservative Revolution“. Jung steht in den unsere Zeit erfüllenden Gestaltungskämpfen die sich anfündigende

„konservative Revolution“ als die deutsche Stunde, die die im deutschen Volke ruhenden, bisher verschütteten oder mißachteten Lebenskräfte zur Bildung einer der deutschen Art gemäßen staatlichen Form freimachen soll und wird. So erhält dieses Werk dadurch seine eigene Note, daß hier jeder sich selbst und sein Volk wiederfindet, ungeachtet des von ihm vertretenen politischen Standpunktes.

* Werner Picht: „Jenseits von Pazifismus und Nationalismus“. (Verlag G. D. W. Callwey, München.) Der Verfasser, Mitarbeiter am „Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit“, der über ungewöhnliche Kenntnis der Denkwelten fremder Nationen verfügt, hält die Gemeinsamkeit gewisser Grundüberzeugungen für die Vorbedingung nicht nur der nationalen Einheit, sondern jeder gesunden Entwicklung politischen Lebens im Nationalstaat. Daß Partei- und Gesinnungsgruppen diese politischen Grundüberzeugungen zu monopolisieren suchen, erscheint dem Verfasser als Hauptursache der Schwäche und Vergiftung unserer deutschen politischen Existenz. Die Bejahung der Nation und des Dienstes an ihr bis zur Opferbereitschaft einerseits, die Bejahung des Friedens als eines letzten Wertes und der internationalen Verantwortung andererseits sind solche jenseits der Parteilagen liegende Grundsätze, die der Verfasser im deutschen Bewußtsein als selbstverständliche Voraussetzungen politischen Denkens verankert wissen möchte.

* Ernst Clausen: „Die Freimaurer“. Einführung in ihre Gedankenwelt und in das Wesen ihres Bundes. (Verlag Alfred Unger, Berlin.) Die in neuer und vermehrter Auflage erscheinende Schrift gibt zusammenfassende Darstellung des Wesens der Freimaurerei und ihrer Ziele, eines Dienstes am Göttlichen in dogmenfreier Form und einer Vereinigung Gleichstrebender zu menschlich-sittlicher Erhebung. Eine geschichtliche Einleitung ist vorangestellt, die unter den Freimaurern viele bekannte Namen von Künstlern, Staatsmännern und Feldherren finden läßt. In kerniger Sprache werden Systeme und Lehren, Form und Inhalt der Freimaurerei, das Wesen der Logen aufgezeigt, und wird ihr Geist gegenüber dem anderer Vereinigungen abgegrenzt. Mit Falschurteilen und Verleumdungen wird Abrechnung unternommen und die Bedeutung der deutschen Freimaurerei für die Gegenwart untersucht. Angehängt ist eine reiche Bibliographie freimaurerischer Literatur.

* Dr. G. Baijette: „Leben und Lehre des Hippokrates“. Deutsche Übertragung von Dr. Benno Hepner. Mit einem Vorwort von Dr. Erwin Vief, Danzig. (Hippokrates-Verlag G. m. b. H., Stuttgart.) Eine in begeisterter Sprache und vorzüglichem Stil geschriebene Biographie des großen Philosophen und Arztes Hippokrates, in welche die wichtigsten Lehren der hippokratischen Schule, teils wörtlich wiedergegeben, teils geistig verarbeitet, eingeflochten sind. Die Biographie selbst baut auf den persönlichen Angaben auf, die in den hippokratischen Schriften enthalten sind, weiterhin auf den pseudohippokratischen Briefen und den vielen später entstandenen, z. T. sagenhaften Erzählungen, die an den Namen Hippokrates anknüpfen, also — Wahrheit und Dichtung. Der Autor hat verstanden, die große Gestalt Hippokrates wahrzunehmen, das damalige Griechenland und die Nachbarländer zu beschreiben, die berühmten Männer, die griechische Religion und die Philosophie zu preisen, wobei er die medizinische Theorie des Hippokrates auseinanderlegt in das, was sie an Wertwüdigem und Ewigem besitzt. Die Pariser Fakultät hat ihm für dieses Buch die goldene Medaille verliehen.

* „Fliegende Blätter.“ Erster Halbjahresband 1932. (Verlag von J. F. Schreiber, München.) Die Leistung des Verlages und seiner Mitarbeiter für die Herausgabe dieses allbeliebten und altbewährten Familienwitzblattes erweist sich als stets zielbewußte und unermüdete Pionierarbeit, durch die Fährnisse und Sorgen einer schweren Zeit die sonnige Straße fröhlicher Lebensauffassung zu bahnen. Die „Fliegenden Blätter“ sind unpolitisch, nehmen aber stets regen Anteil an den aktuellen Tagesfragen und ergeben deshalb in ihrer Zusammenfassung einen satirischen, fröhlichen Zeitpiegel unserer Tage. Sie pflegen, wie immer, den Humor an sich, die Pgrit, die Satire, den Witz, die Anekdote und die Humoreske. Die graphischen Beiträge sind, wie stets, eine glückliche und ebenbürtige Ergänzung und Erweiterung des literarischen Inhalts. Besonders hinhinweisen wir auf D. Ramra-Biron, dessen Serienbilder ungewungen und mit überraschenden Pointen komische Ereignisse aus dem Leben bevorzugter Beschögel in drastischer Anschaulichkeit schildern.